



Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers

Über einige Erfahrungen mit dem Forschungsvorhaben

Autor: *Dr. Kirill Levinson* / Projekt: *Die soziale Konstruktion des Rechtschreibfehlers.*
Über einige Erfahrungen mit dem Forschungsvorhaben / Art des Projektes:
Forschungsaufenthalt



Die orthographische Sicherheit gilt im modernen Abendland als Indikator von Bildung und Intelligenz und als Voraussetzung für einen erfolgreichen beruflichen Werdegang, während die deutsche Orthographie noch im späten 19. Jahrhundert kein einheitliches und allgemein verbindliches Regelwerk besaß. Die Art und Weise, wie sie unterrichtet wurde, entsprach den allgemeinen Trends der deutschen Schulgeschichte. Im Unterricht wurden die Kinder nicht nur gelehrt, sondern auch erzogen, wobei bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts repressive und traumatisierende Erziehungsmethoden und -inhalte überwogen. Die interdisziplinäre Erforschung der Geschichte des orthographischen Fehlers erfordert dessen Analyse sowohl unter sozialgeschichtlichen als auch unter historisch-linguistischen, schulgeschichtlichen, kommunikationstheoretischen und entwicklungspsychologischen Aspekten.



„Wer *nämlich* mit *b* schreibt, ist dämlich“. Es ist eine für modernes Abendland typische Überzeugung: Man müsse orthographisch korrekt schreiben, sonst sei man intellektuell und sozial minderwertig. Das Richtig-schreiben-können gilt als Voraussetzung für Erfolg, ja als Indikator von Bildung und Intelligenz. War das aber immer schon so? Wann und wie hat sich diese heutige Vorstellung vom Wert der orthografischen Richtigkeit herausgebildet und durchgesetzt? Meine Hypothese ist, dass es je nach Region, Milieu und Epoche eine unterschiedlich große Rolle spielt, wie man schreibt. Als Historiker weiß ich, dass z.B. im 16. Jahrhundert jemand, der chrayß statt Kreis schrieb, sich damit keineswegs die Karrierechancen verdarb. Divergierende Schreibungen galten damals nicht als Fehler, da es noch keine allgemein verbindlichen Rechtschreibregeln gab. Wann diese entstanden, ist in der sprachhistorischen Forschung bereits Gegenstand zahlreicher Studien geworden. Wie man diese Regeln am besten im Rechtschreibunterricht vermittelt, kann man in dutzenden von didaktischen Werken aus drei Jahrhunderten nachlesen. Wann und aus welchen Gründen aber unwillkürliche Abweichungen von diesen Normen eine derart hohe Bedeutsamkeit in der deutschen Gesellschaft erlangt haben, ist eine Frage, die sich Gesellschaft, Schule und Forschung noch nicht einmal gestellt haben. Wenn ich in Bibliothekskatalogen nach Sekundärliteratur stöbere, gehe ich sowohl die sprach-, als auch die wissenschafts- und schulhistorische und die pädagogische Abteilung durch, nur um festzustellen, dass über den Rechtschreibfehler interdisziplinär nicht geschrieben wird.

Warum aber eigentlich interdisziplinär? Gehört denn das Thema Rechtschreibung etwa nicht ausschließlich ins Reich der Sprachwissenschaft? Rechtschreibung als solche vielleicht ja (obwohl ich da auch meine Zweifel habe). Das Thema Rechtschreibfehler aber bestimmt nicht, sofern wir der Frage nachgehen wollen, was diese Fehler schreibenden und lesenden Menschen bedeuten. Denn es sind bei weitem nicht nur Sprachwissenschaftler, die im Alltag irgendwie mit orthographischen Fehlern konfrontiert werden, d.h. sie machen, finden, korrigieren, bewerten und deuten. Einschlägige Erfahrungen machen auch Lehrkräfte, Verlagsmitarbeiter, Personaler, Verwaltungsbeamte, aber auch Privatpersonen. Wenn wir also wissen möchten, wessen Einstellungen in der Vergangenheit die vorherrschenden Ansichten geprägt haben, müssen wir uns auch und vor allem an die Geschichte der vielen Lebensbereiche wie Schulunterricht, Verlagswesen, Personalselektion in der Wirtschaft, beim Militär und im öffentlichen Dienst u.a.m. wenden.

So einfach und plausibel diese These mir erschien, so schwierig es war und ist, andere davon zu überzeugen. Wenn ich jemand über mein Thema erzählte, lautete die Antwort normalerweise: „Sie sind also Linguist?“ oder „Sie machen also Schulgeschichte?“ Ich brauchte dann zehn bis fünfzehn Minuten, um mein Gegenüber zu überzeugen, dass es sich weder um ein



rein linguistisches noch um ein rein schulgeschichtliches, sondern vielmehr um ein interdisziplinäres, also auch kultur- und geschichtshistorisches Thema handelt.

Die soziokulturelle Relevanz des fehlerhaften Schreibens ist kein universales und zeitloses Phänomen, sondern ein historisch gewordenes und in bestimmten kulturellen Kontexten verwurzelt. Da es in verschiedenen Kulturen jeweils eine nachverfolgbare Evolution durchmacht, kann und muss diese mit den Methoden der Geschichtswissenschaft erforscht werden. Das ist jedenfalls meine Überzeugung, die jedoch mit dem traditionell disziplinär geprägten akademischen Modell nicht ohne weiteres kompatibel ist. Deshalb bin ich bei meinen Versuchen, ein Forschungsstipendium in Deutschland bzw. Österreich zu bekommen, zweimal daran gescheitert, dass bei so einer Problemstellung kein Lehrstuhl und kein Professor sich als Gastgeber anbot, da keiner sich für kompetent bzw. „zuständig“ hielt.

Es ergab sich eine auf den ersten Blick paradoxe Situation: Ein interdisziplinäres Forschungsvorhaben, dessen Umsetzung, wie man annehmen sollte, auf Zusammenwirken mehrerer Fachleute oder Stellen aus verschiedenen Fachrichtungen angewiesen wäre, konnte praktisch nur im Alleingang vorangebracht werden, indem ich stellvertretend für die Repräsentanten der anderen Disziplinen fungierte. Dass die Qualität der Studie darunter leiden muss, liegt auf der Hand. Meine Studie wird verbesserungsfähig sein, jedoch nur wenn bzw. nachdem ich sie irgendwann gemeistert habe.

Es handelt sich um ein großes Projekt, das bereits seit mehreren Jahren läuft und wohl noch etliche Jahre in Anspruch nehmen wird. Einschlägige Sekundärliteratur aus mehreren Fachbereichen ist bereits durchgearbeitet oder zumindest gesichtet, aus manchen dagegen erst anvisiert. Quellen wie Lokalpresse, Handschriften, Briefe, Prüfungsarbeiten, Schüleraufsätze, Diktate u.a.m. hatte ich in den Jahren 2001 bis 2005 aus Bibliotheken bzw. Archiven von Köln, Stuttgart, Göttingen, Halle/Saale und Augsburg stichprobenweise genommen und ausgewertet. Einige Veröffentlichungen sind daraus hervorgegangen. Dank des Forschungsstipendiums der Andrea von Braun Stiftung konnten nun 2010–2011 die Archiv- und Bibliotheksrecherchen in Berlin (wo im Geheimen Staatsarchiv normative Quellen aus der Zeit nach der Reichsgründung liegen), Essen, Düsseldorf, Münster, Kiel, Wien, Marbach, Weierhof und Geldern durchgeführt werden, die bis dahin nicht in Angriff genommen werden konnten, da wie oben schon erwähnt keine Gastgeberinstitution und somit kein Stipendium zu finden war.

Ein interessantes Problem zeichnete sich ab im Zusammenhang mit dem in der Studie verwendeten sozialkonstruktivistischen Ansatz. Dieser trifft nämlich in Russland nicht immer auf Akzeptanz oder gar Verständnis. In Deutschland hat er sich zwar prinzipiell schon länger eingebürgert, doch habe ich die Erfahrung gemacht, dass gerade in Bezug auf die deut-



sche Orthographie und Rechtschreibfehler die Bereitschaft, ihn gelten zu lassen, bei manchen Deutschen überraschend gering ist. Anscheinend erweckt eine (zugegebenermaßen kritische) sozialkonstruktivistische historische Auseinandersetzung mit den Rechtschreibnormen selbst bei Wissenschaftlern mitunter den Verdacht, ich wolle, zumal als Fachfremder, diese Normen anzweifeln und sie etwa für unbegründet oder gar entbehrlich erklären, was offenbar als eine über den Rahmen einer wissenschaftlichen Studie hinausgehende Bedrohung wahrgenommen wird. Es erschien also nicht selbstverständlich, sondern musste extra betont werden, dass ich, ohne die orthografischen Normen für heilig zu halten, die deutsche Rechtschreibung respektiere und nicht gegen sie ankämpfe, sondern lediglich ihre Geschichte – oder, genauer gesagt, die Geschichte der Gesellschaft, in der sie existiert und funktioniert – anders erforschen möchte.

Was hat es mit diesem Argwohn auf sich? Wenn ich früher Studien zur Geschichte der deutschen Stadtverwaltung betrieb, waren die Reaktionen in Deutschland wesentlich gelassener. Das Wort Rechtschreibfehler scheint viele aufhorchen zu lassen. In der Diskussion nach meinem öffentlichen Vortrag in Potsdam beispielsweise zeigte sich, dass für einen Teil der Anwesenden das Thema sehr emotionsbeladen war. An meine Ausführungen darüber, dass und wie die gesellschaftliche Relevanz der orthographischen Korrektheit sozial konstruiert sei und dass die Ära der Einheitlichkeit und Strenge zu Ende gehe, knüpfte ich die Frage an die Zuhörer an, ob sie die sich abzeichnende Liberalisierung als eine Befreiung oder eher als eine Gefahr wahrnehmen. In den letzten Jahren setzten nämlich wichtige Entwicklungen ein, welche die gesamte Geschichte des Rechtschreibfehlers in ein neues Licht rücken. Ich denke dabei vor allen Dingen an die letzte deutsche Rechtschreibreform, die gerade in puncto Fehler für große Verunsicherung gesorgt hat, indem vieles ehemals „Falsche“ nun „korrekt“ wurde und umgekehrt, aber nicht überall und nicht sofort. Ich denke ferner an die durch das Internet bedingte neue Situation im Bereich von Produktion und Veröffentlichung schriftlicher Texte. Die neue Generation der Autoren publiziert ihre Werke selbständig und weltweit per Internet, ohne dass jemand sie unbedingt auf Rechtschreibung kontrolliert. Dadurch wird eine völlig neue Welt erschaffen, in der die Gesetze der „Gutenberg-Galaxis“ nicht mehr selbstverständlich sind. Es wird also Zeit, dass wir uns die Frage stellen, ob der Rechtschreibfehler, wie ihn die Bevölkerung dieser Galaxis konstruiert hat, nicht mit dem Ende des Buchzeitalters ausstirbt? Man muss diese Frage nicht sofort mit ja oder nein beantworten, aber ihr nachgehen. Ich nahm meinen Auftritt vor einem beruflich gemischten Publikum zum Anlass, Meinungen von Deutschen zu erfragen. Die Antworten mancher Diskussionsteilnehmer haben mich überrascht und mir zu denken gegeben, denn manche sagten mir mit Nachdruck, die deutsche Orthographie sei eigentlich im Ganzen eine sehr gute und in der Sprache verwurzelte, als hätte ich die deutsche Orthographie angegriffen



oder für die Liberalisierung plädiert. Andere dagegen erzählten aus der Praxis, wie schlecht bzw. gut es heutzutage um die Rechtschreibung bestellt sei, wie wichtig bzw. – etwa nach ihrem Ausscheiden aus dem Dienst – nicht mehr so wichtig das orthographisch korrekte Schreiben für sie wäre oder wie die Kinder unter dem Zwang dazu leiden, als ginge es darum, ob die Orthographie grundsätzlich als etwas Gutes zu bejahen und zu behalten oder als etwas Schlechtes abzuschaffen wäre. Während die einen Diskutierenden meinen vermeintlichen Angriff auf die deutsche Orthographie abzuwehren suchten, gingen andere bald von der Besprechung der wie auch immer verstandenen Thesen meines Vortrags zur Auseinandersetzung miteinander über. Man meldete sich mehrfach zum Wort, man gestikuliert und wurde teilweise ziemlich laut. Die Debatte im Saal wurde nach einer guten Stunde abgebrochen, da sie den vorgesehenen zeitlichen Rahmen der Veranstaltung zu sprengen begann. Von der großen Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit zum Thema zeugten auch die drei Radiointerviews, die im Umfeld des Vortrags stattfanden, sowie kritische Äußerungen im Internet, die nicht einmal den Referenten selbst, sondern seine Ankündigung zum Anlass genommen hatten, um gegen seine vermeintlich antiorthographische These zu argumentieren. Kurzum, es stellte sich heraus, dass ich mit meiner Studie nicht nur Geschichte betreibe, sondern ungewollt mitten in eine gegenwartsnahe öffentliche Auseinandersetzung gerate, bei der es um mehr geht. Aus meinen Quellen weiß ich, dass diese Auseinandersetzung mit teilweise gleich bleibenden Frontlinien und Argumenten auch schon im 19. Jh. viele Deutsche beschäftigte.

Nun es mag sein, dass zumindest ein Teil der emotionalen Schärfe, die ich bei der potsdamer Diskussion im Januar 2012 beobachtete, wiederum mit dem historischen Kontext zu erklären ist. Beim Wort Rechtschreibung mussten viele vor allem an die letzte Rechtschreibreform denken, die sie direkt oder indirekt (etwa als Eltern schulpflichtiger Kinder) betroffen hat. Hätte ich also meinen Vortrag in einer Zeit gehalten, da keine Reform der deutschen Orthographie anstand bzw. im Gange war, würden vielleicht auch die Reaktionen teilweise anders ausgefallen sein. Aber nur teilweise, denn jenseits der hitzigen Debatten um Vor- und Nachteile der jeweils „neuen“ Rechtschreibung bleibt überhaupt das, was mit orthographischer Kompetenz zu tun hat, seit über hundert Jahren für viele Deutsche offensichtlich ein „heißes“ Thema. Das fällt besonders einem Außenstehenden auf: Kollegen aus Russland und aus den USA, die bei der Veranstaltung in Potsdam zugegen waren, wunderten sich ebenso wie ich über die hohe Besucherzahl und die emotionale Intensität der einstündigen Diskussion. Sie teilten auch meine Beobachtung, dass es bei der Besprechung des Vortrags nicht nur, ja sogar weniger um den präsentierten Text selbst, sondern vielmehr um die durch ihn wachgerufenen oder freigesetzten Gefühle der Zuhörer ging. Bei diesen Gefühlen handelte es sich größtenteils um solche, die einen traumatischen Hintergrund zumindest vermu-



ten lassen, nämlich Entrüstung, Angst und Ressentiment: Wörter (ich zitiere aus dem Gedächtnis) wie „schrecklich“, „das Schlimmste“, „furchtbar“, „Gefahr“, „die armen Kinder“ u.dgl.m. waren zu hören, und zwar teilweise mit einer Lautstärke, die angesichts der zur Verfügung stehenden Mikrophone offenbar nicht technisch, sondern gefühlsmäßig bedingt war. Steckt hinter dieser erhöhten negativen Emotionsbeladenheit tatsächlich ein psychisches Trauma? Auf diese Frage kann ich keine evidenzbasierte Antwort geben. Sie muss aber zumindest gestellt werden.

Die Erfahrung, die ich aus der Veranstaltung mitnahm, spricht jedenfalls dafür, dass meine Studie um eine weitere disziplinäre Dimension, nämlich eine entwicklungspsychologische, erweitert werden sollte. Denn nur ein Entwicklungspsychologe oder ein Lerntherapeut könnte die Richtigkeit meiner Vermutung empirisch überprüfen, dass nicht nur eine schlechte Note in Deutsch (wie in jedem anderen Fach auch) ein traumatisierendes Erlebnis für ein Kind werden kann, sondern auch der Schulunterricht (besonders in Verbindung mit den Reaktionen im Elternhause) als setting insgesamt. Ich kann da nur Folgendes bemerken: Bekanntlich hat die deutsche Schule (wie die russische übrigens auch) neben einer wissensvermittelnden auch eine erzieherische Funktion. Heute wie vor zweihundert Jahren verschmelzen Unterricht und Erziehung weitgehend miteinander. Die heutigen Fünfzig- bis Siebzigjährigen (zu der Altersgruppe gehörten 90% meiner Gesprächspartner) sind in einer Zeit erzogen worden und zur Schule gegangen, als die Atmosphäre in den deutschen Familien und Schulen noch wesentlich weniger kinderfreundlich und liberal war, als sie in den Jahrzehnten nach 1970 geworden ist. In den Nachkriegsdezennien sollten zwar die Schüler bereits zu „Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Mündigkeit“ erzogen werden, in der Praxis jedoch dominierte noch häufig Erziehung zum Gehorsam, auch wenn dies nicht mehr, wie im Kaiserreich, offen deklariert wurde. Die Vorstellungen vieler Erziehenden spiegelten z.B. die Leserzuschriften im Familienmagazin „Tribüne der Zeit“, das seit Mitte der 1950-er Jahre erschien: „Wenn man einmal darüber nachdenkt, welchen Sinn Erziehungsmaßnahmen haben, dann kommt man doch zu folgendem Ergebnis: Der zu Erziehende soll nachdrücklich über die Gefährlichkeit, das Verbotene usw. einer Handlung belehrt werden. Diese Belehrung soll so eindringlich sein, daß sie eine lange Zeit wirkt und nicht wiederholt werden braucht. Will das Kind eine „verbotene Handlung“ begehen, so soll sofort das Erinnerungsbild auftauchen, so daß eine beabsichtigte Handlung unterbleibt.“ Verbote und spürbare, unter Umständen auch körperliche, Strafen prägten die Erziehung vieler deutscher Kinder bis in die jüngste Vergangenheit hinein.

Die Rechtschreibung erlernte man im „erziehenden Unterricht“, der explizit oder implizit auf denselben Prinzipien beruhte. Ein Rechtschreibfehler stellte eine verbotene Handlung



dar. Nun ist die Gefährlichkeit einer orthographisch falschen Schreibung in den allermeisten Fällen gleich Null. Es geht also nur um die Verletzung der von der autoritativen Instanz gesetzten Norm. Ein Rechtschreibfehler wurde und wird oft als ein Fall des Ungehorsams missverstanden.

Die Art von Gehorsam, mit dem man es bei der Einhaltung von orthografischen Normen (egal ob diese in Form des Gebrauchs oder des Lehrerworts oder der festgeschriebenen Regeln dem Schreibenden gegenüberzutreten) zu tun hat, scheint zwar in vieler Hinsicht dem „landläufigen“ Gehorsam ähnlich, wurde auch lange Zeit so aufgefasst. Bei der Verletzung von diesen Regeln durch Schulkinder aber handelt es sich meistens um keinen bewussten „Ungehorsam“: Vielmehr begehen sie die „verbotene Handlung“ unwillkürlich, aus Unwissenheit oder Flüchtigkeit, aber auch aus der Unfähigkeit, den ihnen oft unklaren und widersprüchlichen Forderungen vollkommen zu entsprechen. Denn, indem ein Schulkind nachdenkt (und somit gehorsam die von ihm erwartete „Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Mündigkeit“ übt), sich gewissenhaft für das etymologische Prinzip entscheidet und „Ältern“ statt „Eltern“ schreibt, gehorcht es den (im sozialen Sinne) Älteren nicht, die aus einem ihm unbekanntem Grund diese und nicht jene Schreibweise für richtig erklärt haben. Es befindet sich also in einer double-bind-Situation: Es weiß, dass es unvermeidlich eine von den Erwachsenen gesetzte Norm verletzt, indem er einer anderen von ihnen gesetzten Norm Gehorsam leistet. Allein dies vermag schon traumatisierend zu wirken. Doch es kommt noch die Reaktion der autoritativen Instanz dazu: Für Rechtschreibfehler wird man bestraft.

Die Eigenart der orthografischen Delinquenz wurde lange Zeit verkannt und die „orthografischen Sünden“ wurden als eine Art bzw. eine Folge von moralischen Fehlern angesehen und auch geahndet. Natürlich vermochten weder schlechte Noten mit all ihren Konsequenzen noch andere repressive Maßnahmen, wie z.B. die nach jedem Diktat entsprechend der Fehlerzahl geänderte Sitzordnung, die Rechtschreibfehler auszumerzen, denn sie verfehlten die Ursachen des Falschschreibens. Um so mehr traumatisierten sie viele Kinder.

Nach der letzten Prüfung, die für viele mit dem Schulabschluss, für andere mit dem Staatsexamen bzw. mit der Promotion abgelegt ist, bekommt man als Erwachsener zwar keine schlechten Noten mehr. Die Gefahr, für Rechtschreibfehler richtig spürbar bestraft zu werden, läuft man allenfalls noch, wenn man Bewerbungen schreibt. Die Angst, Fehler zu machen und sich zu blamieren oder gar dafür bestraft zu werden, kann mit dem Alter zwar überwunden, unterdrückt, vielleicht auch verdrängt werden. Das dahinter steckende Trauma jedoch wird bei vielen heute als Fachleute, Akademiker oder Beamte etablierten und erfolgreichen ehemaligen Schulkindern der 40er bis 60er Jahre bemerkbar, wenn sie etwa auf



einmal aufschreiben: „Wenn mir ein Handwerker einen Brief schickt, in dem er Forderhaus und Hienterhaus schreibt, da hört alles auf!“

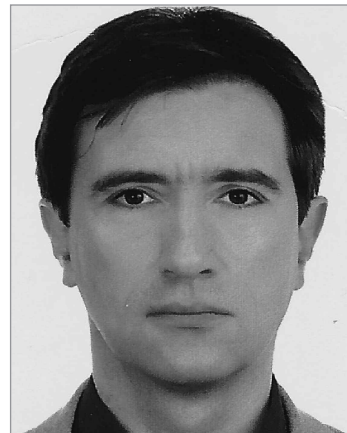
Bei Leuten hingegen, die heute unter Fünfzig sind, ruft das Thema Rechtschreibfehler weniger gefühlsbeladene Reaktionen, ja überhaupt weniger Resonanz hervor, da sie als Schulkinder schon in einer weniger repressiven Umgebung schreiben gelernt haben und bei Schwierigkeiten vielfach lerntherapeutische Hilfe statt nur Hohn und Strafen bekommen konnten.

Wie oben schon gesagt, stellen diese Ausführungen nur meinen Versuch dar, eine Erklärung für das beobachtete Phänomen zu finden, ohne das dafür nötige psychologische Fachwissen zu besitzen. Vielleicht findet sich aber unter den Lesern dieser Zeile jemand, der/die diese Problematik fachmännisch angehen kann. Über eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, die sich daraus eventuell ergeben könnte, würde ich mich sehr freuen.



Curriculum Vitae

- 1971 Geboren am 22. Mai 1971 in Moskau
- 1988–1993 Studium an der Moskauer Staatlichen Lomonosov-Universität. Diplomarbeit zum Thema „Freie Hansestadt Bremen und ihr Senat in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts“, anhand von Quellen aus dem Bremischen Stadtarchives (Lew-Kopelew-Stipendium, Aufenthalt an der Forschungsstelle Osteuropa bei der Universität Bremen, 1993)
- 1994–2011 Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für historische und Kulturanthropologie am Institut für allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften
- 1999 Promotion am Institut für allgemeine Geschichte Moskau mit der Dissertation zum Thema „Beamte in Städten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation im 16.–17. Jh.“ (wissenschaftlicher Betreuer Prof. Dr. A. Gurjewitsch), als Buch erschienen auf russisch 2000 und auf deutsch 2004
- Seit 2005 Mitglied des Redaktionskollegiums des Almanachs „Odysseus. Der Mensch in der Geschichte“
- Seit 2011 Dozent der Historischen Fakultät der Nationalen Forschungsuniversität Higher School of Economics Moskau und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geschichte und Theorie der Geisteswissenschaften an der HSE
- Forschungsaufenthalte**
- 1995–1996 In den Archiven und Bibliotheken Deutschlands
- 1996–1997 Österreich (Stipendium des Österreichischen akademischen Austauschdienstes)
- 1997–1998 Deutschland (Stipendium des Instituts für europäische Kulturgeschichte Augsburg)
- 2001 Deutschland (Stipendium des Instituts für europäische Geschichte Mainz)
- 2002 Halle (Stipendium der Franckeschen Stiftungen)
- 2004–2005 Göttingen (Stipendien des Instituts für Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft)
- 2010–2011 In einer Reihe von Stadt- und Landesarchiven Deutschlands, Luxemburgs und Österreichs (Stipendium der Andrea von Braun Stiftung)



Dr. Kirill Levinson